

52. Arbeitstagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte vom 27.-30.7.2015

Markus Bauer

Nicht alles konnte gerettet werden

Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte befasste sich mit Kontinuität und Brüchen

Gut 40 Interessenten nahezu aller Altersgruppen beschäftigten sich in der letzten Juli-Woche im Bildungszentrum Kardinal-Döpfner-Haus in Freising mit dem Thema „Kontinuitäten und Brüche. (Religiöse) Kultur und Lebensweise vor und nach 1945 in Mittel- und Ostmitteleuropa“. Eingeladen hatte – im Rahmen seiner inzwischen 52. Arbeitstagung – das Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e.V.“

Der vor Beginn der Tagung bei der Mitgliederversammlung neu gewählte 1. Vorsitzende Prof. Dr. Rainer Bendel gab in seiner Begrüßung bekannt, dass sich das Institut in seinem Namen (künftig: Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa e.V.) und den Aufgaben um- bzw. neu orientieren möchte, ohne aber die in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts gelegten Wurzeln zu verlassen: die Betrachtung vor allem der Kirchen- und Kulturgeschichte in allen ehemaligen deutschen Siedlungsgebiete sowie der Vertreibung und Integration/Beheimatung in Deutschland und dazu die Dokumentation dieser Themen in Form von Publikationen und Schriftenreihen. Bendels Dank galt besonders dem bisherigen 1. Vorsitzenden Monsignore Dr. Paul Mai, der mehr als eine Generation lang an der Spitze des Instituts stand, sowie den weiteren Mitarbeitern und Vorstandsmitgliedern.

Mit drei Beispielen führte Bendel in die Tagung ein: anhand des Vertriebenenbischofs Maximilian Kaller, der dazu aufrief, dass die Menschen Brücken zwischen den Seelen und Herzen der Menschen und Völker bauen sollten. Dann anhand des Dogmatikprofessors Leo Scheffczyk, der sich leidenschaftlich gegen den Krieg „als intensive Zerstörung der bisherigen Ordnung und Infragestellung der bürgerlichen Ordnung“ ausgesprochen hat. Und drittens am Beispiel der Kollegs-Kirche in Königstein, die in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts durch Attribute aus den Herkunftsgebieten (z.B. Schutzmantelmadonna) zu einem Wallfahrtsort nicht nur für die Vertriebenen wurde.

Unter dem Titel „Aus der Not geboren. Die Regnitzau-Siedlung in Hirschaid und die St. Johanniskirche als bauliche Zeugnisse von Flucht und Vertreibung“ stellte der freiberufliche Kunsthistoriker Robert Schäfer die Genese dieses neuen Stadtteils vor. „Bis heute hat dieser einen eigenständigen Charakter“, erläuterte Schäfer. Aufgrund des hohen Zustroms von Heimatvertriebenen sei neues Bauland nötig geworden, ab Januar 1949 nahm das Projekt Fahrt auf. Vor allem zweigeschossige Einzel- und Doppelhäuser – für Einheimische und Vertriebene - entstanden. Und mit den Heimatvertriebenen – vor allem Schlesier – änderte sich auch das Verhältnis der Konfessionen. „Bis 1945 war Hirschaid fast ausschließlich katholisch geprägt“, blickte der Referent zurück. Doch die evangelische Kirchengemeinde (Buttenheim)

wuchs durch die Heimatvertriebenen auf 1683 Seelen an, bei elf Prozent Einheimischen. Im Herbst 1949 kam die Frage nach dem Bau einer Kirche in der Regnitzau-Siedlung auf. Im Juni 1954 fiel die Entscheidung für den Kauf und Umbau der Werkhalle der Orgelbauanstalt Gebrüder Mann. Die Weihe der „St. Johanniskirche“ fand dann am 29. April 1956 statt. „Ansonsten behielt sie den Charakter einer Notkirche, gewann aber zunehmend an überregionaler Bedeutung. Die Kirche hat sich bis heute annähernd in ihrem Ursprungszustand erhalten“, bilanzierte Schäfer. Zwischen Ende 2008 und Frühjahr 2010 liefen vor allem die Statik betreffende Renovierungsarbeiten. „Die St. Johanniskirche ist eine der letzten noch erhaltenen Notkirchenbauten und ein wichtiges Denkmal für die Integration der Heimatvertriebenen“, schloss er seine Ausführungen.

Das Thema „Schlesische Komponenten in Liturgie und Liedgut“ beleuchtete Dr. habil. Michael Hirschfeld, Beisitzer im Vorstand des Instituts. Grundsätzlich sprach er – aus Sicht der Vertriebenen - von einem „letzten Stück Heimat im Singen altvertrauter Kirchenlieder“. Doch die Praxis sah – zumindest in den nordwestdeutschen (Erz)Bistümern Hildesheim, Osnabrück, Münster und Paderborn – anders aus: die für die Vertriebenen vertrauten Kirchenlieder sollten, so die Ansicht der kirchlichen Behörden, zeitlich begrenzt und primär bei der Sonderseelsorge zum Einsatz kommen, also bei Gottesdiensten, Wallfahrten usw. Hirschfeld verdeutlichte, dass bereits vor 1945 viele etwa aus Schlesien stammende Messen und Lieder ins deutsche Kirchenlied-Repertoire Eingang gefunden hatten, aber bei Einheimischen durchaus Ängste bestanden, die (Lied)Kultur der Vertriebenen würde Überhand nehmen. Zudem hätten die Mentalitätsunterschiede (nüchterner Norddeutscher – gemütbetonter Schlesier) eine Rolle gespielt. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren ging es auch um die Herausgabe neuer diözesaner Gesangsbücher, die Berücksichtigung von Liedern aus den Vertreibungsgebieten (Anhang, Beilage o.ä.) - doch der „Papiermangel“ verhinderte diese Pläne. „Die Verdrängung traditioneller Lieder in den deutschen Diözesen sollte verhindert werden“, fasste der Referent zusammen. Anhand kontroverser Stellungnahmen machte er die damalige Diskussion über diese Thematik deutlich. So blieben für längere Zeit nur Vertriebenen-Wallfahrten und Heimattreffen Nischen, bei denen die in einigen Bistümern publizierten Anhänge zum Liederbuch zum Einsatz kamen. Die Diskussionen zu dieser Thematik dauerten bis in die 60er Jahre.

Zwei Vorträge waren Dorothea von Montau gewidmet. Prof. Dr. Stefan Samerski, der am Priesterseminar in Berlin tätig ist, beleuchtete den „Heiligenkult und Kaleidoskop“ vor und nach 1945. Vor allem der Bezug zum Deutschen Orden und die Unterbrechung des Prozesses der Kanonisierung durch die Reformation ließen ihre Verehrung zunächst fast nur im Ermland zu. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts gab es einen neuen Aufschwung, die Quellen Dorotheas wurden editiert, und sie wurde nun als „Beispiel mittelalterlicher Mystik“ gesehen. Die geographischen Umbrüche nach 1918 führten zur Verehrung Dorotheas als „Patronin Preußens“, zumal sie 28 Jahre in Danzig verbrachte. In den 20er Jahren war der Verehrungsschwerpunkt Schlesien, neu aufgenommen wurde der Kanonisierungsprozess, der aber mit Beginn der NS-Zeit und des Zweiten Weltkrieges wieder ins Stocken geriet. Dafür entdeckte die Literaturwissenschaft Dorothea, vor allem deren Schriften. Nach 1945 wurde Dorothea zu einer „Figur im Kontext von Flucht und Vertreibung“, was besonders der 1950 gegründete Dorotheenbund (Richard Stachnik) förderte. Auch der Aspekt „Sühne und Buße nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges“ gewann an Bedeutung – Dorothea sollte der Verweltlichung entgegenwirken und ein Vorbild für die Herzerneuerung sein. In Polen beschränkte sich nach 1945 die Verehrung fast nur auf Großmontau, zumal Dorothea dort als „Identifikationsgestalt deutscher Kultur“ betrachtet wurde. Die Anbetung dort kam über viele Jahre fast zum Erliegen, seit den 90er Jahren ist Dorothea (nach der Heiligsprechung 1976) Mitpatronin des neuen Bistums Elbing.

Die Attribute der Verehrung der Heiligen Dorothea zeigte anhand von Bildern Dr. Marco Bogade, Projektkoordinator am Heiligenhof. Die Aspekte „Mystikerin und Klausnerin“ bzw.

Patronin des Ritterordens und Preußens waren schon sehr bald bekannt, ebenso die nach 1945 „identitätsstiftende Rolle für Vertriebene und Flüchtlinge“ bzw. als Brückenbauerin, d.h. „gnadenvolle Mittlerin zwischen den beiden Völkern“, so Bogade. Aus der Bildenden Kunst zeigte er Dorothea im weißen Mantel mit schwarzem Kreuz (Deutscher Orden), vor allem aber mit den auf das Herz zielenden Lanzen (Symbol für Herzenerneuerung bzw. -austausch) oder dem flammenden Herz mit fünf Pfeilen. Es finden sich aber auch Darstellungen als Nonne und Mutter sowie zusammen mit weiteren Heiligen. Besonders in Polen gibt es Darstellungen von der Entrückung Dorotheas oder mit gefalteten Händen. „Die Kultentwicklung ist dort regional begrenzt“, stellte auch Bogade fest.

Arbeiten des aus Böhmen stammenden Künstlers Otto Herbert Hajek (1927-2005) für die katholische Kirche stellte unter dem Titel „Raum – Farbe – Form“ die freischaffende Kunsthistorikerin Dr. Chris Gerbing aus Karlsruhe vor. „Rund 40 Aufträge hat Hajek von Kirchengemeinden erhalten“, konkretisierte sie und wies auf die Bedeutung des Raumes bei Hajek hin, was auch an den von ihr gezeigten Beispielen deutlich wurde: Die Kirche St. Aurelius in Hirsau, wo Hajek zwischen 1953 und 1956 die östliche Abschlusswand, den Schrein für die aus Zwiefalten zurückgeholten Reliquien des heiligen Aurelius und weitere Teile der Einrichtung gestaltete. Dann die von 1960 bis 1963 entstandene Gedenkstätte mit zwölf Stationen für die Opfer des Nationalsozialismus in Berlin-Plötzensee, die aber auch – vor dem Hintergrund des damaligen Mauerbaus in Berlin – an die Opfer der SED und des Kommunismus erinnern sollte. Und schließlich den Innenraum der Kirche St. Michael in Trier-Mariahof. Im Hauptraum war Hajek als Maler wie auch als Bildhauer tätig. Er schuf die Altarinsel aus feinem hellem Rauchkristall mit ihren einzelnen Elementen als Einheit, als „begehbare Plastik“. Sie wird optisch abgestützt vom Bilderzyklus „Zeichen am Wege“. Die zwölf großen Tafelbilder im Gewölbe stehen unter der Thematik „Himmlisches Jerusalem“. In ihrer Mehrdeutigkeit stellen sie die „Zwölf Tore“ als auch die „Sieben Engel“ und die „Fünf Wundmale des Lammes“ dar. Besonders auf die Verwendung der Goldfarbe machte Gerbing aufmerksam. Mit der von Hajek im Jahr 1956 (Kreuzweg) und dann erneut von 1988 bis 1990 gestalteten Kirche St. Johannes in Nürtingen fasste sie dessen Maler- und Bildhauerarbeiten in katholischen Kirchen zusammen.

Über die „Adaption der protestantischen Kirchen und ihrer Ausstattung nach 1945 in Schlesien“ referierte die Kunsthistorikerin Marta Kaluch-Tabisz, die an der Universität Breslau tätig ist. Dabei geht es vor allem um ursprünglich evangelische Kirchen, die nach 1945 an die katholische Liturgie angepasst wurden. Konkret bedeutete dies die Entfernung oder Umgestaltung von Weihwasserbecken, Emporen, Taufsteinen, Beichtstühlen usw. Anhand zahlreicher Bilder stellte die Referentin diesen Sachverhalt dar, wobei es auch zu Totalzerstörungen oder Säkularisierungen kam. Sie nannte aber auch Personen, die sich für die Rettung der Gotteshäuser, unabhängig von der Konfession, einsetzten. „Viele ehemalige Kirchen wurden zu Dreifaltigkeits- oder Mutter-Gottes-Kirchen“, erläuterte Kaluch-Tabisz. Auch das Zweite Vatikanum hatte dann Auswirkungen auf die Umbauten (neue Altartische, Absenkung des Presbyteriums usw.). Oft wurde auch das Umfeld der Kirche mit Marien- oder Papststatuen gestaltet. Zusammen mit ihrer Kollegin Barbara Andruskiewicz stellte Kaluch-Tabisz in einem weiteren Vortrag mit Bildern das von 2014 bis 2018 laufende Projekt „Kanzelaltäre in Schlesien. Geschichte, Erhaltungszustand, konservatorische Bedürfnisse“ vor.

Ein Kulturgut ganz anderer Art, nämlich „Das Schicksal der Orgelbaufirma 'Berschdorf' aus Neisse in den Kriegsjahren und in der Nachkriegszeit“ skizzierte DDr. habil. Grzegorz Pozniak aus Oppeln, der dort auch als Kirchenmusikdirektor tätig ist. Mit der Übernahme der Orgelwerkstatt der Gebrüder Hundeck im Jahr 1889 durch Paul Berschdorf begann die Geschichte, Sohn Carl führte den Betrieb im Jahr 1928 aufgrund einer Erkrankung des Vaters fort. Dessen Sohn Norbert war ab 1937 in der Werkstatt des Vaters tätig, die aber aufgrund der Kriegsergebnisse (Rote Armee, Verlust des gesamten Archivs, Emigration Carl

Berschdorfs nach Deutschland) aufgegeben wurde. Carl Berschdorf starb 1950 in Regensburg, Norbert Berschdorf wanderte in die USA aus, betrieb dort ein Orgel-Reparaturunternehmen und starb 2003. „Bis nach Malta und Indonesien wurden die Orgeln geliefert“, berichtete Pozniak. Die zwei Familien haben ca. 160 Instrumente fabrikmäßig hergestellt, und sie existieren immer noch in Schlesien. „Was bleibt, sind schön klingende Instrumente“, schloss der Kirchenmusiker seinen Vortrag.

Einen sudetendeutschen Künstler rückte Prof. Dr. Lydia Bendel-Maidl in den Fokus. „Der Traum von Pickau'. Heimatverlust und Mystik in den Werken Erich Schicklings (1924-2012)“ lautete ihr Thema. Sie stellte die Vita des Künstlers mit der als Odyssee erlebten Vertreibung vor und nannte Orte seines Schaffens. Besonders die Themen Heimat finden, Heimat haben, Heimat verlieren und neue Heimat finden würden, so Bendel-Maidl, in Schicklings Werk immer wieder offenbar werden. Ein Thema, das sich (wohl unbewusst) in mehreren Bildern niederschlägt, sind Erinnerungen an einen Traum, den Schickling sogar zweimal im Alter von acht/neun Jahren hatte. Zentrale Elemente daraus (weihnachtlicher Lichterbaum, rote Kuh) kehren in mehreren Gemälden wieder, dazu malte Schickling mystische Zeichen diverser Herkunft, die vor allem christlich gedeutet werden können. Die gewählte Farbsymbolik vertieft zudem diese Deutung. Auch die Vertreibung schlug sich in Werken nieder. „Seine Bilder sind eine Verlebendigung dessen, was ihm im Leben begegnet ist“, erläuterte Bendel-Maidl und verwies auch auf Gedichte von ihm zu den Bildern. Besonders fasziniert war der Künstler von der Transparenz des Glases, aber auch vom „Sehnsuchtsort Ottobeuren“, wo er nach der Vertreibung eine neue Heimat fand. Der Kontakt zum Theologen Romano Guardini beeinflusste ebenso seine Werke. „Schickling hat Träume aus der Heimat mit in die neue Heimat genommen“, fasste die Referentin anhand von Details in einigen Bildern zusammen.

Nach einer Führung durch die Altstadt Freisings ging es am Mittwochnachmittag in München mit der thematischen Arbeit weiter. Im Sudetendeutschen Haus erläuterte die Gründungsbeauftragte des Sudetendeutschen Museums Dr. Elisabeth Fendl das geplante Gebäude (1150 Quadratmeter, vier Etagen, Anbau ans bestehende Haus), die spätere Trägerschaft durch die Sudetendeutsche Stiftung und das Konzept der Ausstellung – auch im Kontext der bestehenden Regionalmuseen und Heimatstuben. Im Jahr 2018 soll die Übergabe/Einweihung sein. „Gesammelt wird schon seit 20 Jahren, 25.000 Objekte sind bereits vorhanden. Aber erst ein Bruchteil ist inventarisiert“, beschrieb Fendl die aktuelle Situation und ging auf die Konzeption und die vielfältigen Aspekte der Umsetzung ein. „Eine gute Kooperation gibt es auch mit den Museen in Tschechien“, stellte Fendl fest.

Die „Geschichte und das Wirken der Ackermann-Gemeinde“ präsentierte Matthias Dörr, der Bundesgeschäftsführer dieses Verbandes. Er beschrieb die Ackermann-Gemeinde als Gemeinschaft in der katholischen Kirche, die aktiv in der Gestaltung der deutsch-tschechischen Nachbarschaft mitarbeitet und sich für Europa engagiert. Ebenso skizzierte er die Entwicklungsphasen: von der Gründung im Januar 1946 bis Mitte der 60er Jahre, danach bis zur Wende 1989/90. Eine weitere Epoche war die Zeit zwischen 1989/90 und 2010. Mit dem allmählichen Abtreten der Erlebnisgeneration verändert sich auch die Schwerpunktsetzung. Im Haus des Deutschen Ostens stellte schließlich die Mitarbeiterin Patricia Erkenberg diese seit 1970 bestehende Einrichtung vor und führte durch die aktuell dort laufende Ausstellung „Mitgenommen – Verlorene Heimat in Dingen“.

Den Abschluss der Tagung bildeten Vorträge von Pfarrer Martin Kirchbichler aus Münsing am See über „Hedwigskirchen in Deutschland nach 1945“, die er angesichts der Fülle gar nicht alle zeigen konnte, und des Kammermusikers Helmut Scheunchen aus Esslingen über „Deutschbaltische Komponisten – Umgesiedelt und nicht mehr angekommen“. Er verdeutlichte die frühere Umsiedlung der Deutschen im Baltikum, weshalb Noten verloren gingen, die Komponisten im Krieg umkamen und manche nach diesen Erlebnissen ihr kompositorisches Schaffen aufgaben. Anhand einiger Aufnahmen zeigte Scheunchen die hohe Qualität

der Werke. Zum Thema „Von Grenz- und Auslandsdeutschen zu Flüchtlingen und Vertriebenen. Materielle Kultur und die Rolle der kirchlichen Verbände“ referierte Dr. Cornelia Eisler, Projektmitarbeiterin an der Christian-Albrechts-Universität Kiel. Sie stellte Zusammenhänge her zwischen den Verbänden der Auslandsdeutschen und deren Aktivitäten bzw. Personen und den nach 1945 entstandenen Einrichtungen für die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge wie etwa die kirchliche Hilfsstelle in München, die ja auch die Basis für die ostdeutschen Heimatstuben war. „Es ging um die Bewahrung des Deutschtums, der Kultur und des religiösen Lebens – um materielle und immaterielle Kulturformen. Und die christlichen Kirchen boten Halt und Orientierung“, informierte Eisler. Sie verdeutlichte aber auch (ähnlich wie Michael Hirschfeld), dass die Verwendung von Elementen aus den Vertreibungsgebieten „in den binnendeutschen Kirchen nicht immer erwünscht“ gewesen seien.

Dieser Bericht stammt aus der Ausgabe 2015 des „Archiv für Schlesische Kirchengeschichte (ASKG)“.